

Zur Feier deutscher Dichter.

Siebzehnter Abend am 13. December 1884: August Kopisch und
Heinrich Hoffmann von Fallersleben.

Es ist ein großer Unterschied, ob man einen Dichter zuerst in dem größeren Rahmen einer Litteraturgeschichte kennen lernt, oder ob der Zufall der eigenen Lebensbeziehungen schon früher die Bekanntschaft mit ihm vermittelt hat, ob man aus Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit sich an ihn macht, um eine Lücke auszufüllen, auf die man durch die Beschäftigung mit der Entwicklungsgeschichte der deutschen Dichtung aufmerksam gemacht ist, oder ob die durch eine gelegentliche Bekanntschaft angeregte Teilnahme den Anlass giebt, bei den gelehrten Bearbeitern der Litteraturgeschichte nachzufragen, wie sie über ihn urteilen und welchen Platz sie ihm im deutschen Dichterwalde anweisen. Nicht immer stimmen die eigenen Erfahrungen mit dem Richterspruche des Litterarhistorikers überein, aber sie haben nicht bloß den Vorzug der Unmittelbarkeit und der Lebenswahrheit, nicht bloß einen subjectiven Wert, sondern oft spiegelt sich in ihnen auch ein Stückchen Zeitgeschichte ab, so dass sie manchmal, richtig aufgefasst, geeignet sein können, auf gewisse Erscheinungen einer allgemeineren Entwicklung ein helleres Licht zu werfen. Ich will nicht versuchen, in meinen kurzen Andeutungen über Kopisch diesen Gedanken auszuführen und seine Berechtigung nachzuweisen; ich glaubte aber ihm aussprechen zu dürfen, um womöglich darin eine Entschuldigung zu finden, wenn ich Kopisch eben in meiner Weise bespreche.

Den Namen des Dichters hörte ich zuerst, als — ich weiß nicht mehr, bei welchem Anlasse — unser Lehrer Professor Greverus uns die „Historie von Noah“ vorlas: „Als Noah aus dem Kasten war.“ Ich sehe noch heute das vor Behagen strahlende Gesicht vor mir, wie er hinzufügte: „Einen kleinen Finger wollte ich darum geben, wenn ich es gemacht hätte.“ Grade dies Gedicht hat bei einzelnen Lesern Bedenken erregt, wie in ähnlicher Weise Goethes Legende vom zerbrochenen Hufeisen. Einem solchen Bedenken gegenüber möge das Urtheil eines Mannes wie Karl Barthel angeführt werden: „In diesem Liede ist der naiv-komische Legendenton der alten Dichter so meisterlich getroffen, hier ist der zum herzlichen Lachen reizende Kontrast zwischen der feierlich-altväterischen Haltung und dem schelmisch-komischen Gegenstande so festgehalten, dass es eine wahre Lust ist, dies Lied aus voller Brust zu singen.“

Später, im Jahre 1839 sah ich, wie in der akademischen Kunstaussstellung zu Berlin ein nur kleines Bild von Kopisch in besonders hohem Grade die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich zog. An Zeichnung bot es, soviel ich mich erinnere, kaum mehr als einen horizontalen Strich; benannt war es: Sonnenuntergang über den pontinischen Sümpfen.¹⁾ Ich war kein Kunstkenner, fühlte mich aber außerordentlich gefesselt durch den Zauber, welchen der Maler lediglich durch die Farbentöne über das Stückchen Leinwand

ausgegossen hatte. Ich würde das Bildchen auch schwerlich 45 Jahre im Gedächtnis behalten haben, wenn ich nicht später, je länger desto mehr, eine gewisse Ähnlichkeit in des Maler-dichters dichterischer und malerischer Darstellung gefunden hätte.

In den ersten zwei Dritteln der vierziger Jahre, in welche, wie mir scheint, die Blütezeit der Liedertafeln in dem wohlverstandenen, durch ihren Namen angedeuteten Doppelzweck fiel²⁾, machten sich mehrere Lieder unseres Dichters durch geschickte Vermittlung vierstimmiger Tondichtung bekannt, z. B. der heitere Trost beim Regen: „Herr Vetter, ach, Herr Vetter, was ist das ein Wetter!“ das kecke Soldatenlied: „Wenn man beim Wein sitzt, was ist das beste?“ der patriotische Humor in „Blücher am Rhein“, dann für Einzelstimmen das ergreifende Lied vom Trompeter: „Wenn dieser Siegesmarsch in das Ohr mir schallt,“ und wiederum die übermütige Zecherlaune in „Satan und der schlesische Zecher“: „Auf Schlesiens Bergen, da wächst ein Wein.“

Was ich damals von unserm Dichter kennen lernte, ließen wir uns durch die Tondichter zu tragen; es kann vielleicht zweifelhaft sein, ob in Oldenburg je ein Exemplar seiner Gedichtsammlung verkauft ist. Später halfen die Lesebücher nach, um wenigstens in die Kreise von Lehrern und Schülern Kenntnis von ihm zu bringen und zugleich auf eine andere Seite seiner dichterischen Begabung hinzuweisen. Was die Tondichter zugeführt hatten, waren, abgesehen vom Trompeter, hauptsächlich doch nur solche Gedichte, in welchen, um mich so auszudrücken, der Liedertafel-Humor zur Geltung kam. Die Lesebücher brachten dann z. B. aus den Kämpfen des Mittelalters in Süditalien das in der Einfachheit seiner Darstellung so ergreifende: „König Jakob vor Belvedere“, und aus dem Widerstreit von Menschlichkeit und Barbarei im neugriechischen Befreiungskriege: „Psaumis und Puras.“

Aber alles das lehrt uns den Dichter noch

nicht auf dem Gebiete kennen, wo er vor allem Meister ist. Der Maler, der auf der Leinwand nur italienische Landschaften wiedergab, den lange Zeit hindurch weitere Kreise höchstens als Entdecker der berühmten blauen Grotte auf Capri gekannt hatten, dessen Herrschaft über die italienische wie über die Muttersprache ihm das Recht gab, einen Dante zu übersetzen, der befähigt war, italienischen Volksliedern in allen Mundarten nachzuspüren und ins Deutsche zu übertragen — als selbständiger Dichter wählte er mit Vorliebe deutsche Stoffe, so echt deutsche, wie sie im deutschen Volke nur leben. Die Gattung, die Art der Stoffe wird am besten bezeichnet durch Hinweisung einerseits auf der Gebrüder Grimm deutsche Sagen, anderseits auf ihre Kinder- und Hausmärchen; doch waren dies nicht seine alleinigen Quellen, da er außerdem auch aus Quellen schöpfte, die zum Teil für die meisten Leser damals noch so gut wie unzugänglich waren, wie z. B. des Paulus Diakonus Langobardengeschichte; einiges mag er auch aus mündlicher Überlieferung geschöpft haben. Vor allen Zeitgenossen zeichnet ihn aber in der Behandlung solcher Stoffe das aus, dass er hier als Dichter zugleich ein Maler in höchster Vollkommenheit ist, der hier freilich nicht mit Farben, wie den Sonnenuntergang über den Sümpfen, sondern mit Tönen malte. Goethe, in allem groß, was er mit Liebe anfasste, hatte schon im Hochzeitslied und Totentanz die Wirkung solcher Tonmalerei gezeigt, auch Rückert in mehreren Gedichten, aber in solchem Umfange und bei aller Beschränkung auf volkstümliche Stoffe doch so mannigfaltig wie Kopisch scheint mir keiner vor oder nach ihm diese Saite angeschlagen zu haben. Dabei erscheint nichts gesucht, nichts willkürlich hineingelegt, sondern alle die tonmalenden Wortbildungen und -Verbindungen klingen, als wenn er sie unmittelbar dem Volksmunde entnommen hätte als den naturwüchsigen Ausdruck der im Volke lebendigen Anschauungen und Empfindungen. Mich erinnert seine Ton-

malerei zugleich häufig an diejenige, in welcher Mendelssohn mit musikalischen Tönen den luftigen Tanz der duftigen Elfen und das ungelene Gestampf der plumpen Rüpel durch das Ohr vor das innere Auge führt, obschon eine gesprochene Sprache in ihren Mitteln nicht wetteifern kann mit dem Reichtum an Klangfarben, welche ein Orchester zur Verfügung stellt. Namentlich sind es die „kleinen Geister“ und „allerlei Geister“ — wir haben den Plural Geister hier im Sinne der Volkssprache zu verstehen —, welche bei Kopisch in dieser Weise ihren Spuk treiben, während bei den Stoffen aus der Geschichte und der eigentlichen Sage er in schlichter Einfachheit und knappstem Ausdrucke wie ein echter Erzähler aus dem Volke für das Volk die Sache vorträgt.

Kopisch ist kein Dichter ersten Ranges, und wenn die Litterarhistoriker ihn deshalb manchmal kaum mehr als nebenbei behandeln, so darf man ihnen darüber keinen Vorwurf machen, sobald sie auch sonst nur die dichterische Kraft und Bedeutung im strengsten Sinne als Maßstab für die Beurteilung der einzelnen Dichter anwenden. Der Dichterwald kann aber nicht bloß aus himmelanstrebenden Bäumen bestehen, und thäte er es, so würde er schließlich doch durch seine, wenn auch noch so großartige, Einförmigkeit ermüden und erdrücken. Nicht einer fühlt wie der andere, und nicht immer hat auch ein und derselbe die gleiche Stimmung und Empfänglichkeit. So nimmt auch Kopisch in seiner Eigenart in dem herrlichen deutschen Dichterwald einen Raum ein, der nicht bloß denen Freude bringt, deren Empfänglichkeit für die großartigeren, erhabeneren und tieferen Schöpfungen der Dichtkunst nicht ausreicht, sondern jeder, dessen Geschmacksnerven nicht durch scharfe Gewürze überreizt oder durch Süßigkeiten erschläft sind, wird hier eine freundliche, ansprechende Erquickung finden, wenn er überhaupt nur deutsch zu empfinden vermag. Es ist ein richtiges und wichtiges Stück aus

dem Leben der deutschen Volksseele, welches der Maler italienischer Landschaften uns in seinen Dichtungen in natürlicher Unmittelbarkeit mitempfinden läßt. Es ist kein Zeugnis wider ihn, dass ihm die Lesebücher für die deutsche Jugend in neuerer Zeit so großen Raum gewährt haben, und noch dazu besonders die Lesebücher für die unteren Unterrichtsstufen; oder ist es ein Zeugnis wider Goethe, wenn wir in denselben Lesebüchern dem Heidenröslein, dem Erlkönig, dem Sänger u. s. w. begegnen?

Kopisch' dichterische Entwicklung liegt nicht so klar und deutlich vor uns, wie die unserer größeren Dichter, und daher ist schwer zu sagen, was auf ihn eingewirkt hat, dass seine Begabung grade diese Richtung einschlug. Wir dürfen aber wohl annehmen, dass vor allem die Romantiker ihm zuerst den Weg gezeigt haben, ohne dass er darum eigentlich zur romantischen Schule gehört, und dann, dass die patriotische Gesinnung, die überall durchklingt, auch durch die Freiheitskriege geweckt und genährt ist. Vielleicht hat auch während des langen Aufenthalts in Italien grade der Gegensatz den angeborenen Sinn für deutsche Volkstümlichkeit zu entschiedenerer Entwickelung und schärferem Ausdruck gebracht. Das erste Gedicht, welches von ihm aus Rom nach Deutschland gelangte, war „die Historie von Noah.“

Es ist schade, dass die Pietät, mit welcher nach Kopisch' Tode ein Freund desselben für eine Gesamtausgabe seine Dichtungen sammelte und auswählte, nach beiden Seiten hin Missgriffe begangen hat, sowohl im Aufnehmen wie im Ausschneiden. Vieles, was als Erzeugnis des Augenblicks für den Augenblick dem Geber und Empfänger als angemessener Ausdruck einer durch gelegentlichen Anlass hervorgerufenen Stimmung berechnete Freude bereitet haben mochte, aber schwerlich von dem Dichter selbst dem Druck übergeben wäre, macht sich in einigen Abteilungen als überwuchernde Spreu zu breit neben dem echten Weizen, während der Herausgeber auch

manches kernige Wort bei Seite gelegt haben mag, weil es nicht zu dem herrschenden Geiste jener Zeit passte, in welcher statt des Reichsparlaments der Bundestag wieder in Frankfurt eingezogen war. Kopisch war kein politischer Dichter in dem Sinne wie Herwegh, Dingelstedt u. a., die von der Zinne der Partei aus dem Jahre 1848 vorgeläutet haben, aber er war ganz entschieden ein Vaterlandsdichter. Wenn man die in seinen gesammelten Dichtungen mit „Vaterländisch“ bezeichneten Gedichte oberflächlich ansieht, so könnte man vielleicht schliessen, dass er nur preussischer Patriot gewesen sei; aber ist es nicht auch deutscher Patriotismus, wenn er in seiner volkstümlichen Weise die Helden des siebenjährigen Krieges und der Freiheitskriege feiert? Und was seine deutsche Gesinnung anlangt, so zeugt nichts lauter als sein letztes, wenige Tage vor seinem Tode niedergeschriebenes Gedicht „Hermann der Cherusker“, in welchem er gegenüber dem Drucke der Zeit, welcher dem Herausgeber für die Auswahl der Gedichte Schranken setzte, sicher und entschieden aus den Streitfragen der Parteien den Kernpunkt der deutschen Frage heraushebt, noch jetzt in unserer von Parteien zerrissenen Zeit eine dringende Mahnung; das zu befestigen, was wir erreicht haben, was der Dichter selber auf Grund der Erfahrungen seines Lebens, als ein kaum erreichbares Ziel nur ersennen konnte oder als verloren betrauern musste.

Darin war Hoffmann von Fallersleben glücklicher als Kopisch. Er hat als hochbetagter Mann zwar, aber doch mit kräftiger Stimme noch das Lied von Kaiser Wilhelm anstimmen können, der „vor Frankreichs Hauptstadt siegreich stand Und heim als Kaiser ging, Der Deutschland stark und groß gemacht, Es brüderlich geeint.“

Wenn wir Hoffmann auf seinem langen Lebenswege begleiten, so fehlt es nicht an schmerzlichen Erfahrungen, die er machen musste und wir mit ihm, da sie uns über den echten

innern Kern seines Wesens wohl zu Zeiten irremachen konnten. Seine gelehrten Forschungen auf verschiedenen Gebieten der deutschen Sprache und Litteratur nötigen uns zu dankbarer Achtung; die unzähligen Lieder, mit denen er seine Zeitgenossen beschenkte, quellen aus echt deutschem Sinn und Herzen hervor. Allein seine lebendige, reizbare Empfänglichkeit für die Eindrücke des Augenblicks, der wir eine Menge der schönsten Blüten deutscher Lyrik verdanken, war auch für unberechtigte Strömungen unreifer Zeitgedanken zugänglich, und indem er diesen Worte in dichterischem Gewande lieb, ward er nicht bloß seinem höheren Berufe als dichterischer Dolmetscher des deutschen Volkes für dessen edelste und innigste Empfindungen untreu, sondern musste in seinen besten Mannesjahren nicht ganz ohne eigene Schuld fast heimatlos ein unstätes Leben führen, durch welches selbst zu Zeiten seine innere Würde gefährdet wurde, bis er an dem anmutigen Ufer der Weser an altherwürdiger Stätte ein Heim und sich selbst wieder fand.

Es ist schwer, in einem kurzen Vorworte den Verdiensten Hoffmanns als Dichter gerecht zu werden, so eng begrenzt auch das Gebiet ist, auf welchem er sich bewegt, da er eben nur Lyriker ist, aber auch ein Lyriker ersten Ranges. Es ist bezeichnend für seine Bedeutung, namentlich im Vergleiche mit Kopisch, dass ich von ihm nichts habe finden können, was sich so recht für den deklamatorischen Vortrag bei einer solchen Feier eignet, während Kopisch für dieselbe keine Lieder zum Singen darbot. Dagegen haben von Hoffmann so viele der köstlichsten Lieder in sangbaren Weisen den Weg ins deutsche Volk gefunden, dass aus dieser Hülle und Fülle die Auswahl schwer ward und auch nicht für jedes Lied bloß der Wert desselben an sich, sondern teilweise die Rücksicht auf möglichste Mannigfaltigkeit den Ausschlag gab.

So beschränkt nun überhaupt schon das Gebiet eines Lyrikers ist, so hat Hoffmanns

Dichternatur ihm auch darin noch engere Schranken gezogen, dass er nur im einfachsten volkstümlichen Tone singt. Welch Abstand und wie viele verschiedene Abstufungen liegen nicht zwischen den Liedern selbst, die wir für die schwungvollsten seiner Leier ansehen müssen, bis zu den Oden eines Kloppstock und der Gedankenlyrik eines Schiller! Und doch dabei ein solcher Reichtum nicht bloß der Stoffe, sondern auch in Mannigfaltigkeit der Stimmung und des Ausdrucks, so dass ihm darin schwerlich ein anderer deutscher Dichter gleichkommt. Besonders eine Seite möchte ich hierbei noch hervorheben. Als zunächst nur die chronologische Folge den Anlass gab, Kopisch und Hoffmann an demselben Abend vorzuführen, da drängte sich bei dieser Zusammenstellung unwillkürlich die Betrachtung auf, wie gut es gegen früher die Jugend der Gegenwart selbst schon im Kindesalter hat in bezug auf die dichterischen Bildungsmittel, die man ihr bieten kann. Ehe das Kind noch lesen kann, lernt es schon gern und leicht aus dem Munde der Mutter Gedichtchen, die in wenigen Zeilen oft mehr echte Poesie enthalten, als ehemals ein ganzes Kinderbuch. Auch hier hat Hoffmann seine besonderen Verdienste. Es wäre eine lohnende Aufgabe, diese Erscheinung im Zusammenhange mit der Entwicklung der gesamten Nationallitteratur und unseres ganzen Kulturlebens näher zu betrachten und zu begründen. Namen wie Robert Reinick, Friedrich Güll, Franz Poggi, Wilhelm Hey, Rudolf Löwenstein u. a. würden neben Hoffmann hier einen Ehrenplatz erhalten und nicht bloß den Dank der Gaben dieser Dichter noch ohne kritische Reflexion hinnehmenden Kinderwelt, sondern des ganzen deutschen Volkes verdienen. Auch die künstlerischen Leistungen eines Otto Speckter, Ludwig Richter, Oskar Pletsch und so vieler anderer trefflicher Maler oder Zeichner würden neben ihnen zu nennen sein. Doch es ist hier nicht der Ort, diesen Gedanken weiter zu verfolgen. Ich schliesse daher lieber mit einer zusammenfassenden Beur-

teilung Hoffmanns und zwar aus der Feder eines andern, da ich nicht besser auszusprechen weiß, wie ich selbst über ihn denke:

„Hoffmann zeigte sich in seinen Gedichten als ein Lyriker, wie wir einen solchen seit Goethe, Eichendorff und Wilhelm Müller so leicht nicht gehabt hatten. Das deutsche Lied ist seine Seele, und keiner der Neueren hat den heimlichen, herzigen und doch so munteren Ton des Volksliedes so zu treffen gewusst, als er. Wenn man seine Lieder liest, so sollte man meinen, man habe einen alten fahrenden Meistersänger vor sich, so sehr hat alles bei ihm den Zuschnitt aus dem späteren Mittelalter, so etwas Unmittelbares, sorglos Hingeworfenes und Leichtes, so etwas Ausgelassen-Fröhliches und daneben doch so viel Inniges und Sinniges, gerade wie es unser liebes deutsches Volk hatte, als es noch seinem ursprünglichen Charakter treu war. Da sind keine Redensarten, keine Floskeln, da ist kein Redepomp, keine gährende Rhetorik, alles ist klar, rund, voll und ein im Herzen fertig gewordener Klang, der wieder zum Herzen klingt. Der Bauer wie das Kind, der einfältige Bursche wie der größte Gelehrte, sobald letzterer nicht verbildet ist, würden sich an diesen Liederchen ergötzen können, und wenn ein Herder wieder auferstände und sie läse, so würde er seine schönsten Wünsche realisiert sehen, denn hier ist wahre Dichtkunst, hier ist die Einfalt und Natürlichkeit der Volkspoesie. Und auch in der Form ist alles durchaus überraschend. Denn diese Meisterschaft in der Behandlung der Sprache, die immer neue Reime und vor allem neue Strophenbildungen zu geben weiß, war nur einem Dichter wie Hoffmann möglich, der durch das Studium der älteren deutschen Poesie sein Talent nährte. Lesen muss man eigentlich diese Liederchen nicht, nein, singen muss man sie, sie wollen gesungen sein, sie drängen von selbst zur Melodie; denn es schallt und rauscht und klingt durch sie hindurch, als ob sie alle vom Ton beseit wären. Und dann, hier ist alles

deutsch. Man braucht nur die Überschriften einmal ansusehen, wie da die Liebe, der Frühling, die Heimat, der Wein und Gesang, das Volks-, das Wander-, das Sängers- und Kinderleben mit einander wechselt, ein treues Abbild von den Interessen des deutschen Gemüts.“ —

„Wenn mir vergönnt ist,“ heißt es dann an einer andern Stelle, „einen Vergleich zu

¹⁾ Ich habe es später nicht wieder gesehen; nach einem mir vorliegenden Kataloge der National-Galerie scheint es in derselben Nr. 180 zu sein.

²⁾ Wenigstens für Oldenburg. Dass diese Blüte aber auch schon durch einseitige Verkennung ihres wohlverstandenen Doppelzwecks die Gefahr des Verfalls in sich trug, beweisen zwei hier im Jahre 1844

machen, so möchte ich Hoffmann wohl einen zweiten Walther von der Vogelweide nennen. Er hat dieselben Stoffe, dieselbe Leichtigkeit des Strophenbaues und Reims, dieselbe Naivetät und Kindlichkeit, gepaart mit männlichem Ernst, dieselbe Vaterlandsliebe, dieselbe Anschauung von der Frauenminne wie dieser größte unserer mittelalterlichen Lyriker.“³⁾

erschienene Schriften: J. P. E. Greverus, Über Liedertafeln und Liederfeste, den Liedertafeln Deutschlands gewidmet, und: (D. Klävermann) An die Liedertafeln in Norddeutschland, ein Promemoria.

³⁾ K. Barthel, Die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit. 7. Aufl. 1866. S. 435 f., 446.

Achtzehnter Abend, am 10. März 1885; Simrock, Reinick.

Bei der Wahl des einen oder andern Dichters für unsere Feier bin ich nicht frei von der Besorgnis geblieben, dass der Wahl die Berechtigung abgesprochen werden könnte. Wiederholt habe ich auch, wenigstens in kurzer Andeutung, einem solchen Einwurf entgegenzutreten versucht. Auch jetzt kann ich nicht umhin, vorbeugend in diesem Sinne einige Bemerkungen voranzuschicken, mit denen ich mich dann vielleicht zugleich für mehrere der folgenden Abende abfinden kann.

Wenn wir einige Fufs vom Fenster entfernt so stehen, dass wir die Hand etwa in der Mitte zwischen dem Fenster und unserem Auge halten, so verdeckt die Hand nur einen Teil einer Scheibe, während sie von dem gegenüberstehenden Hause schon mehrere ganze Fenster unserem Blicke entzieht. Hätten wir einen andern Standpunkt, so würde sie uns vielleicht ganze Häuser, weiterhin Schlösser und Kirchen, ja Berge verdecken. Je weiter weg, desto mehr schrumpfen für den besonderen Gesichtswinkel unseres Standpunktes die Gegenstände zusammen, desto größere Massen fasst unser Blick gleichzeitig, während

wir um so weniger Gegenstände, das Einzelne aber um so genauer erfassen, je näher sie uns sind.

Etwas Ähnliches wie im Raum erleben wir auch bei den Entfernungen in der Zeit. Wenn wir vom Standpunkt der Gegenwart aus rückwärts die Entwicklung der Menschheit überschauen, so gilt uns ein Zeitraum von nicht 400 Jahren für die Neue Geschichte, das Mittelalter zählt mehr als tausend Jahre, und die Alte Welt zählt nach Tausenden. Aber bei diesen Perspektiven in die Zeit haben wir nicht wie im Raum einen Maßstab von mathematischer Genauigkeit, mit dem wir die von unserm Blicke gleichzeitig umspannten Thatsachen in ihrer Bedeutung nach ihrer Entfernung berechnen könnten. Es giebt auch innerlichere, geistige Beziehungen, die je nach der Neigung und Bildung des Betrachtenden die in der Zeitferne liegenden Gegenstände bald größer, bald kleiner erscheinen lassen. Aber wenn auch hier nicht dieselbe Stetigkeit des Größenverhältnisses zur Entfernung stattfindet, wie bei der Perspektive im Raume, so hat immerhin auch hier das Maß der Entfernung der